

Kevin Drews/Ann-Kathrin Hubrich/Sandra Ludwig/
Stephan Renker/Friederike Schütt (Hg.)

Die Frage in den Geisteswissenschaften

Herausforderungen, Praktiken und Reflexionen

Kevin Drews / Ann-Kathrin Hubrich / Sandra Ludwig /
Stephan Renker / Friederike Schütt (Hg.)
Die Frage in den Geisteswissenschaften

Kevin Drews / Ann-Kathrin Hubrich / Sandra Ludwig /
Stephan Renker / Friederike Schütt (Hg.)

Die Frage in den Geisteswissenschaften

Herausforderungen, Praktiken und Reflexionen

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung des Ulmer Vereins.
Verband für Kunst- und Kulturwissenschaften e.V.



ISBN 978-3-7329-0458-7

ISBN E-Book 978-3-7329-9543-1

ISSN 1862-6092

© Frank & Timme GmbH Verlag für wissenschaftliche Literatur
Berlin 2019. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Herstellung durch Frank & Timme GmbH,
Wittelsbacherstraße 27a, 10707 Berlin.

Printed in Germany.

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.frank-timme.de

Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	7
DIE HERAUSGEBERINNEN UND HERAUSGEBER	
Vom Fragen in den Geisteswissenschaften.....	9
FELIX SPRANG	
„Ich frag’ ja nur“: Uneigennütziges Fragen in den Wissenschaften.....	33
LORINA BUHR	
Politisch gewendet. <i>Turns</i> als politische Fragebewegungen in den Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften.....	57
MAJA LINKE	
? Asthetische Unfügsamkeit und eine materielle Praxis des Fragens.....	81
JOHANNES VINCENT KNECHT	
Das allzu offene Bild – Essay über visuelle und heuristische Schwebezustände als Herausforderung wissenschaftlichen Fragens.....	105
DANIEL LUCAS	
Die Frage als religiöser Ausdruck im jüdischen Diskurs.....	127
JENS CRUEGER	
Die Radiokohlenstoffdatierung – technologiegetriebene Fragestellungen als Motor der <i>Scientific Revolution</i> ?	143
HENRIKE RUDOLPH	
Über Grenzen und Grauzonen des Fragens hinweg: Ein Denkanstoß zu globalen Solidaritätsnetzwerken in den Geisteswissenschaften	175
SEBASTIAN ENGELMANN	
Wie funktioniert Wissenschaftliche Bildung? Zum Zusammenhang von Interdisziplinarität und der Kunst des Fragens	195
Biographische Notizen	221

Vorwort

Der vorliegende Band besteht zum Großteil aus überarbeiteten Beiträgen, die im Januar 2017 während der Tagung *Geisteswissenschaften [frage-zeichen]* im Hamburger Warburg-Haus präsentiert wurden. Diese sind um einige weitere ausgewählte Aufsätze ergänzt.

Wir, die Herausgeberinnen und Herausgeber, waren zum damaligen Zeitpunkt allesamt Mitglieder im Doktorandenkolleg Geisteswissenschaften der Universität Hamburg und bedanken uns herzlich bei allen, die diese Veranstaltung ermöglicht haben: der Graduiertenschule der Fakultät für Geisteswissenschaften für die großzügige ideelle und finanzielle Unterstützung, Andrea Stück für ihre Mitarbeit bei der Konzeption und Organisation, Frau Eva Landmann für die gastfreundliche Aufnahme im Warburg-Haus, Frau Berfu Erdogan für ihre tatkräftige Hilfe am Veranstaltungstag, dem zahlreich erschienenen Publikum für seine Diskussionsbereitschaft und natürlich den Vortragenden für ihre anregenden Gedanken.

Der Ulmer Verein. Verband für Kunst- und Kulturwissenschaften e.V. und das Institut für Romanistik der Universität Hamburg ermöglichten die Publikation dieses Bandes durch großzügige Druckkostenzuschüsse. Insbesondere Herrn Professor Marc Föcking sei an dieser Stelle herzlich für seine wohlwollende Unterstützung gedankt. Nicht zuletzt gebührt unser Dank dem Verlag Frank & Timme, zuvörderst Frau Astrid Matthes, für die freundliche Aufnahme und hervorragende Betreuung des Bandes.

Hamburg, im Mai 2019

Die Herausgeberinnen und Herausgeber

Vom Fragen in den Geisteswissenschaften

Am Anfang steht die Frage. Fragen zu stellen, sich einem Gegenstand fragend anzunähern, ist eine alltägliche wissenschaftliche Verhaltensform und gehört zum universalen Grundbestand im Repertoire wissenschaftlicher Arbeitspraxis jenseits sich verändernder Methoden oder Theorien. Obwohl das alltägliche geisteswissenschaftliche Forschungsverhalten durch Fragen bestimmt ist, wird doch – abgesehen von Ratgebern zum Verfassen von Studien- und Qualifikationsarbeiten – eher selten *expressis verbis* darüber nachgedacht, wie sich diese Fragepraxis bestimmend auf geisteswissenschaftliches Arbeiten auswirkt: Wie kommt eine Frage zustande? Wie stellt sich eine Frage? Wer stellt die Fragen?¹

Dass das Fragen nicht bloß ein heuristisch und epistemologisch unproblematisches Hilfsmittel und Arbeitsinstrument ist, das im geisteswissenschaftlichen Werkzeugkasten bereitliegt, sondern in der Art und Weise des Fragens auf das Ganze der Erkenntnismöglichkeiten verweisen kann, zeigt bereits ein kurzer Blick auf eine bemerkenswerte Umkehrung in einem der Ursprungstexte des modernen Nachdenkens über den menschlichen Erkenntnisapparat. In der ersten Vorrede zur *Kritik der reinen Vernunft* (1781) setzt Immanuel Kants kritische Aufklärungsarbeit über die Möglichkeiten und Grenzen der Erkenntnis nicht damit an, dass die Vernunft sich selbstreflexiv über ihre Fähigkeiten befragt, sondern beginnt mit Fragen, die bedrängend an die Vernunft herantreten:

Die menschliche Vernunft hat das besondere Schicksal in einer Gattung ihrer Erkenntnisse: daß sie durch Fragen belästigt wird, die sie nicht abweisen kann; denn sie sind ihr

¹ Zur Frage als Grundlage der Philologie vgl. Schwindt 2009. Zur hochschulpolitischen Dimension der Frage nach dem Stand der Wissenschaft vgl. das Positionspapier von Haverkamp 2010: 367-386.

durch die Natur der Vernunft selbst aufgegeben, die sie aber auch nicht beantworten kann, denn sie übersteigen alles Vermögen der menschlichen Vernunft.²

Diese belästigenden Fragen selbst werden gar nicht aufgerufen, denn das Augenmerk gilt zunächst der Faktizität der Bedrängnis durch das Fragen selbst. Damit beginnt dieser epochale Text über die Bestimmung der menschlichen Erkenntnisfähigkeit nicht mit einer spezifischen problematischen Frage, sondern mit dem Problem der Frage als solcher, die zwar von der Vernunft selbst aufgeworfen, aber nicht durch sie kontrolliert wird, sondern vielmehr diese selbst bedrängt, belästigt, zu einer Reaktion verpflichtet. Versucht die Vernunft diesen Fragen zu begegnen, indem sie ihr Erkenntnisinteresse auf das Ganze der Welt richtet, verfängt sie sich in unauflösbaren Widersprüchen. Die üblichen Reaktionen auf jene in die bekannten Antinomien³ führenden Fragen, so Kant, bestehen entweder in einer erkenntnistheoretisch nutzlosen Gleichgültigkeit und einem Nihilismus in Bezug auf die Bestimmung des angemessenen Verhaltens gegenüber jenen bedrängenden Fragen oder in der Stillstellung dieser Fragen in dogmatischen Antworten.⁴ Dass Kant selbst jenseits dieser wenig ertragreichen Alternative den Weg der Aufklärung als denjenigen Weg bestimmt, auf dem nicht nur die Möglichkeiten und Grenzen der Erkenntnis bestimmt werden sollen, sondern auch jeder Anspruch auf dogmatische Antworten radikal in Frage gestellt werden muss, kann hier nicht weiter verfolgt werden.⁵ Entscheidender

² Kant 1998: 5 [A VII].

³ Vgl. ebd.: 530-564 [A 426-A 461, B 454-489] für die vier Antinomien (Endlichkeit – Unendlichkeit, Ganzheit – Teile, Kausalität – Freiheit und Gott als notwendiges Wesen – Gott nicht als notwendiges Wesen) in der *Transzendentalen Dialektik*.

⁴ Vgl. ebd.: 5-11 [A VII-A XVII].

⁵ Es ist an dieser Stelle einschränkend zu betonen, dass es Kant dabei jedoch weniger um die Frage als solche als um die Differenzierbarkeit und Differenzierung von ‚legitimen‘ und ‚nicht-legitimen‘ (d. h. spekulativen, in metaphysischen Fragen verhandelten) *Gegenständen* des Befragens aus der Perspektive einer Kritik der reinen Vernunft, d. h. aus der Perspektive einer Neubegründung der Metaphysik als Transzendentalphilosophie geht. Dabei steht bei Kant die Grenzziehung erkenntnistheoretisch legitimerweise befragbarer und

indes für den hier angedeuteten Zusammenhang von Fragepraxis und geisteswissenschaftlicher Forschungstätigkeit ist eine folgenreiche Umkehrung in der Bestimmung des Verhältnisses von Fragepraxis zur menschlichen Erkenntnisfähigkeit, wie sie sich in der zweiten Vorrede zur *Kritik der reinen Vernunft* (1787) darstellt. Dort bemüht Kant seine „heuristische[...] Schlüsselmetapher“⁶ vom Gerichtshof der Vernunft, um anhand der Naturforscher zu zeigen, wie aus der Bedrängnis durch Fragen ein gleichsam juristisches Vernunftverfahren werden muss, durch das die Fragen auf den menschlichen Erkenntnisapparat zuge richtet werden:

Sie [die Naturforscher, Anm. d. Verf.] begriffen, daß die Vernunft nur das einsieht, was sie selbst nach ihrem Entwurfe hervorbringt, daß sie mit Prinzipien ihrer Urteile nach beständigen Gesetzen vorangehen und die Natur nötigen müsse auf ihre Fragen zu antworten, nicht aber sich von ihr allein gleichsam am Leitbände gängeln lassen müsse [...].⁷

Und nachfolgend wird dieses „tribunalistische Vernunftmodell“⁸ noch deutlicher inszeniert:

Die Vernunft muß mit ihren Prinzipien, nach denen allein übereinkommende Erscheinungen für Gesetze gelten können, in einer Hand, und mit dem Experiment, das sie nach jenen ausdachte, in der anderen, an die Natur gehen, zwar um von ihr belehrt zu werden, aber nicht in der Qualität eines Schülers, der sich alles vorsagen läßt, was der Lehrer

nicht-befragbarer Gegenstände im Zentrum, wobei die Regungen und Gärungen in der Vernunft sie selbst immer auf das jenseitig der Grenzen der Vernunft liegende Terrain (Gott, Welt, Unsterblichkeit) schicken will (im Medium metaphysischer Fragen). In der Konsequenz geht es Kant also um die Differenz von zulässigen und nicht zulässigen Fragen (die sich von ihren befragten Gegenständen her bewerten lassen) im Rahmen einer kritischen Philosophie. Diese Differenz hat, entgegen ihrer eigenen Neigung, die Vernunft selbst als „bestallter Richter“ (Kant 1998: 19 [B XIII]) zu beurteilen. Das ist die Vernunft auf ihrem eigenen Grenzgang, die Fragen sind darin selbst nur Medien der Grenzerkundung und -markierung.

⁶ Oesterreich 2007: 48. Zur Einordnung dieser Textstelle in die Tradition neuzeitlicher Wahrheitsmetaphorik vgl. Blumenberg 1998: 44f.

⁷ Kant 1998: 19 [B XIII].

⁸ Oesterreich 2007: 49.

will, sondern eines bestellten Richters, der die Zeugen nötigt auf die Fragen zu antworten, die er ihnen vorlegt.⁹

Die folgenreiche Umkehrung von der ersten zur zweiten Vorrede besteht also darin, dass aus Fragen, die unmittelbar auf das Ganze der Erkenntnis der Welt zielen, eine Reflexion über die subjektiven Bedingungen des Fragens werden. Das (Gerichts-)Verfahren, dem die Vernunft hier fragend vorsitzt, kann also nur eingeleitet werden, wenn jene Vernunft sich zunächst über ihre eigenen (gerichtlichen) Verfahrensmodalitäten verständigt hat, wobei dies dann auch grundlegend die erkenntniskritische Bestimmung der Möglichkeiten und des Umfangs von vernunftgeleiteten Fragepraktiken impliziert. Indem Kants Frageverfahren die Verständigung über ein zureichendes Bild von den menschlichen Erkenntnisfähigkeiten voraussetzt, wird das Frageverfahren selbstreflexiv: Die Möglichkeiten und Grenzen des Erkennens bestimmen die Art und Weise der angemessenen Frageformen; die Vernunft sitzt eben auf beiden Seiten des Gerichtssaals. Damit ist aber zugleich auch ein Bild des Denkens blockiert, das in einer reibungslosen Teleologie von der Frage zur Antwort umstandslos sich selbst seinen Weg ebnet.

Ein Zeitsprung ins 20. Jahrhundert: Dass dieser zeitlich lineare Bewegungsablauf von der Frage zur Antwort ein unzureichendes, vereinfachtes Bild von wissenschaftlichen Fragepraktiken liefert, weil es die Reflexion über die angemessene Frageform ausspart, lässt sich auch an einer späteren geisteswissenschaftlichen Reflexion über den Status des Fragens im Verlauf von Forschungsarbeiten nachvollziehen. In dem kleinen Aufsatz *Über Fiktion und Hypothese* (1950) leitet Ernst Bloch seine Überlegungen zur wissenschaftlichen Hypothesenbildung mit einem für den vorliegenden Sammelband gleichermaßen sachdienlichen und in seiner bestechenden Prägnanz doch erklärungsbedürftigen

⁹ Kant 1998: 19 [B XIII].

Satz ein: „Forschen heißt zunächst, sich fragend verhalten.“¹⁰ Dieser geradezu formelhafte Satz, der zunächst nicht mehr als den Charakter eines sinnfälligen Merkspruchs bereitzustellen scheint, wird von Bloch in den nachfolgenden Überlegungen umgehend problematisiert. Wenn es zunächst so scheint, als sei das Fragen eine Verhaltensform, die sich umstandslos aneignen lässt, so werden die Dinge jedoch komplizierter, wenn man bedenkt, dass auch das Fragen am Anfang einer wissenschaftlichen Arbeit bereits heuristisch der „umrißhafte[n] Vorwegnahme der Erkenntnis“¹¹ zu dienen hat. In der Art und Weise, wie eine Frage gestellt wird, muss bereits der „Umkreis“¹² ersichtlich werden, in dem forschend gesucht wird. Dieser Umkreis weist heuristisch bereits über Kants Gerichtshof hinaus. Indem bereits in den Gegenstandsbereich vorgegriffen wird, verständigt sich der Erkenntnisapparat nicht mehr nur über seine eigenen apriorischen Bedingungsmöglichkeiten, sondern setzt sich bereits aktiv in ein Verhältnis zum Erkenntnisobjekt. Damit gerät das Frageverhalten in eine Art Zirkelstruktur, die die Vorläufigkeit des ‚zunächst‘ in Blochs anfangs zitierter Formel in eine zeitlich paradoxe Schwellenposition treibt: Richtiges Fragen setzt immer schon einen zweckdienlichen Vorgriff in jenen Erkenntnisbereich voraus, der eigentlich erst in der Bearbeitung der Frage erkennbar wird. Fragen ist demnach immer auch an eine zeitliche Verlaufsform, eine Fragebewegung gebunden, die sich in einem Vor- und Zurückschreiten zwischen Subjekt und Objekt dem Erkenntnisziel nähert, aber dabei immer wieder auf die Frage zurückgekoppelt wird, die selbst einen doppelten Ursprung zwischen offener Frage und vorgreifendem Erkenntnisinteresse hat.

Stellt man vor dem Hintergrund dieser zeitlichen Zwischenposition die Frage ‚Was ist eine geisteswissenschaftliche Frage?‘, so ergibt sich unmittelbar

¹⁰ Bloch 1977: 21.

¹¹ Ebd.: 22.

¹² Ebd.: 21.

eine weitere Problematik im Verhältnis von Gegenstand und Methode. Die Frage nach der Frage ist selbst in eine je spezifische Frageform eingeschlossen und nutzt damit eben jenes wissenschaftliche Instrument des Fragenstellens, das sie befragen möchte. Das Fragezeichen am Ende des Satzes bleibt *modus operandi* der kritischen Hinterfragung des Fragens – auch in der angestrebten Distanznahme gegenüber dem geisteswissenschaftlichen Alltag des Fragestellens, die dazu dienen soll, eben diese Art des Arbeitens, des Denkens, des wissenschaftlichen Verhaltens, ja vielleicht sogar der geisteswissenschaftlichen Lebensform als solcher zu befragen.¹³

Wie ließe sich jedoch nun inmitten dieser eigentümlichen Vermischung von Gegenstand und Methode das Fragen tatsächlich kritisch auf den Prüfstand stellen, ohne die dargestellte Zirkelstruktur aporetisch abzukürzen? Einen methodischen Hinweis für die Produktivität dieser kritischen Hinterfragung der Frage im zirkulären Verhältnis von Gegenstand und Methode vermag dabei Martin Heidegger zu geben, jener Philosoph also, der im 20. Jahrhundert die Frage nach dem Fragen, den Sinn des Fragens zum grundsätzlichen Problem des Denkens erhoben hat. In *Sein und Zeit* (1927) betont er hinsichtlich dieses scheinbar ausweglosen „Gehen[s] im Kreise“¹⁴: „Das Entscheidende ist nicht, aus dem Zirkel heraus-, sondern in ihn nach der rechten Weise hineinzukommen.“¹⁵ Dass diese rechte Weise des Hineinkommens für Heidegger selbst im

¹³ Außerdem gilt, dass auch für die Frage ‚Was ist eine geisteswissenschaftliche Frage?‘ Blochs heuristische Vorwegnahme greift. Dieses in der Frage implizite Vorverständnis dessen, was geisteswissenschaftliches Fragen ist, lässt sich schwer als rein individuelle Vorstellung ausweisen. Vielmehr gilt es zu betonen, dass sich gerade in der Art und Weise dieses Vorverständnisses zeigt, wie man in seinen Fragepraktiken und den damit zusammenhängenden Blickbahnen durch eine je spezifische akademische Sozialisation geprägt ist, die es zu reflektieren gilt. Fragepraktiken stehen dann als Teil eines Dispositivs aus akademischen Diskursen, Institutionen, Vorprägungen etc. gegen die Annahme eines unbedingten, offenen In-Frage-Stellens (Derrida 2001).

¹⁴ Heidegger ¹⁷1993: 7 [§ 2].

¹⁵ Ebd.: 153 [§ 32].

Fragen als existenziellem Seinsmodus, als Frage nach dem Sinn des Seins besteht, ist an dieser Stelle nicht weiter relevant. In der Idee des Hineinkommens drücken sich jedoch noch zwei weitere Aspekte aus, die auch dann überlegenwert sind, wenn man nicht dem fundamentalontologischen Weg Heideggers folgt. Erstens bedeutet das Hineinkommen und Im-Zirkel-Sein, dass es in Bezug auf das Fragen immer schon eine Art vorgängiges Verständnis gibt, das die Bedingungsmöglichkeit des Fragens bestimmt. Hier besteht eine oberflächliche Ähnlichkeit mit Ernst Blochs fragender Vorwegnahme. Das Fragen setzt also ein Vorverständnis voraus, ist nicht voraussetzungslos. Heidegger nennt dies an anderer Stelle „vorgängige Hinblicknahme“¹⁶. Dieser erste Aspekt ist in Bezug auf die Praxis geisteswissenschaftlichen Fragens dann relevant, wenn es vor allem um die Problematisierung des kritischen Potenzials des Fragens als (scheinbar) bedingungsloses In-Frage-Stellen geht. Der zweite Aspekt des richtigen Hineinkommens betrifft den allzu schnellen Ausweg aus dem Fragen durch die Antwort. Er richtet sich vor allem gegen ein Fragen, das in einer Zweck-Mittel-Relation die Produktion von Fragen, das kritische In-Frage-Stellen immer schon auf ein Ziel hin restringiert.¹⁷

Mit Gilles Deleuze kann man sagen, dass dieser Zweck-Mittel-Relation als Frage-Antwort-Logik ein bestimmtes ‚Bild des Denkens‘ als „natürliche [...] Ausübung eines Vermögens unter Voraussetzung eines naturwüchsigen Denkens, das zum Wahren fähig und geneigt ist, und zwar unter dem doppelten Aspekt eines *guten Willens des Denkenden* und einer *rechten Natur des Denkens*“¹⁸

¹⁶ Ebd.: 8 [§ 2].

¹⁷ Gerade der zunehmende Akquirierungsdruck von Forschungsgeldern durch Antragstexte mag deutlich machen, wie bereits in der Art des Forschungsdesigns und der Fragerichtung Ergebnisse (trotz rhetorischer Offenheit des Fragens) weniger durch die Offenheit des Fragens vorbereitet werden, sondern vielmehr durch von außen herangetragene Verwertungs- und Nützlichkeitskalküle bestimmt sind.

¹⁸ Deleuze 1992: 171 (Herv. i. O.). Zum ‚Bild des Denkens‘ insgesamt vgl. ebd.: 169-215.

zugrunde liegt.¹⁹ Dieses Bild des Denkens „in Form eines naturwüchsigen Denkvermögens, das es der Philosophie erlaubt, sich den Anschein des Anfangens, eines voraussetzungslosen Anfangs zu geben“²⁰, ist bestimmt durch kontemplative Inwendigkeit, reflexive Selbstbestimmung und letztendlich eindeutige Signifikation.²¹ Die implizite Logik der Voraussetzung präjudiziert damit jedes Fragen durch eine erste Entscheidung für das normierte Bild des Denkens, sodass jede spätere Hinterfragung – etwa von begrifflichen Explikationen – stets der primären und konstitutiven Ordnung unterworfen bleibt; hergestellt in einer linearen, sukzessiven Formalisierung.

Eine der entscheidenden Urszenen dieses Bildes des Denkens als Befragung (Deleuze spricht hier von *interrogation* im Gegensatz zur *question*²²) fin-

¹⁹ In Bezug auf die Zirkularität des Fragens arbeitet dieses Bild des Denkens mit impliziten Voraussetzungen, die selbst nicht zur Sprache kommen, jedoch den Schein eines absoluten Anfangs produzieren, der vor allem in einen Stellvertreterdiskurs mündet: „Ermitteln wir besser, was eine subjektive oder implizite Voraussetzung ist: Sie hat die Form des ‚Jedermann weiß, daß...‘. Jedermann weiß, noch ohne Begriff und auf vorphilosophische Weise ..., jedermann weiß, was Denken und Sein bedeutet ..., so daß der Philosoph – wenn er sagt: Ich denke, also bin ich – das Universale seiner Prämissen, was Sein und Denken meint ..., als implizit begriffen voraussetzen kann und niemand abzustreiten vermag, daß Zweifeln Denken sei und Denken Sein ... *Jedermann weiß, niemand vermag abzustreiten* – dies ist die Form der Repräsentation und der Diskurs des Repräsentanten“ (ebd.: 170). Unter dem *Bild des Denkens* fasst Deleuze also nicht den Vollzug eines bestimmten Denkakts, sondern diejenige Vorstellung, die sich die Philosophie vom Vermögen des Denkens als solchem macht. Diese Vorstellung wird dann im Denkvollzug selbst nicht wiederum explizit, sondern bleibt als scheinbar naturhafte Anlage des Denkens die Voraussetzung. In der Reflexion über diese Voraussetzungen, so Deleuze, lassen sich dann jene Macht- und Herrschaftsstrukturen erkennen, die sich in das philosophische (rationalistische) Bild des Denkens eingesenkt haben (vgl. Deleuze/Parnet 1980: 30). Die Pointe beim philosophischen Bild des Denkens bei Deleuze besteht letztlich also darin, dass es durch seine eigene Inszenierung als natürliche Vorstellung vom Denkvermögen gerade dasjenige, was es ist, nämlich eine voraussetzungsvolle Setzung, hinter der Rhetorik der Voraussetzungslosigkeit verbirgt.

²⁰ Deleuze 1992: 170.

²¹ Vgl. auch Deleuze 2014: 198.

²² Vgl. Deleuze 1992: 202f. Der Unterschied zwischen *interrogation* als Befragung und *question* als Frage liegt in der Behandlung des zugrunde liegenden Problems und der Ausrichtung auf eine mögliche Lösung. Die *interrogation* bezieht sich auf ein Problem nur in Hin-

det sich bei Platon. Im *Menon* befragt Sokrates einen jungen Sklaven nach seinem Verständnis von Geometrie. Was als Zwiegespräch zwischen Menon und Sokrates beginnt, wird hier zu einer fragenden Prüfung, dessen hierarchisches Verhältnis trotz der von Sokrates immer wieder betonten eigenen Unwissenheit offensichtlich bleibt. Dasjenige, was Aron Ronald Bodenheimer in seinem Buch *Warum?* als die Obszönität des Fragens bezeichnet²³, als den entlarvenden Gestus im Nur-Fragen, wird in der Abfrage des Sokrates' dann deutlich, wenn er selbst zugeben muss, dass er den Knaben in „Verlegenheit und zum Erstarren, wie der Krampfrochen“²⁴ gebracht hat. Entscheidender für den Zusammenhang von Frage und ‚Bild des Denkens‘ ist hier aber vielmehr die Tatsache, dass die Antwort, die Lösung des Rätsels, immer schon gegeben ist. Das Fragen zielt hier nicht ins Offene des Fragens, des Fragezeichens, sondern findet in der *Anamnese*, in der wiedererinnerten Antwort als immer schon gegebenes Wissen seinen Punkt.²⁵

Wie könnte also dem Fragen in seiner Offenheit stattgegeben werden, ohne zugleich die Möglichkeit der Erkenntnis, das Streben nach Einsichten preiszugeben? Denn man könnte diesen kritischen Anmerkungen zu Platons *Menon* ja vor allem Folgendes entgegen: Verliert nicht das Fragen gerade in dem Moment, wo es – um sich als Erkenntnismodus und erkenntniskritischer Zugang

blick auf eine mögliche Lösung, schreibt der Befragung also ihre Lösbarkeit nicht nur immer schon ein, sondern versteht das Problem selbst bloß als Hindernis auf dem Weg zur Antwort. Die *question* hingegen geht nicht davon aus, dass alle Probleme immer schon offen liegen und nur noch gelöst werden müssten. Sie versteht sich als Modus des Hervorbringens von Problemen, die dann auch nicht bloß hinsichtlich ihrer Lösung interessieren, sondern in ihrer Problematik als solche im Mittelpunkt stehen: „Der Sinn liegt im Problem selbst. [...] Man muß damit aufhören, die Probleme und Fragen als Abklatsch der entsprechenden Sätze zu begreifen, die ihnen als Antwort dienen oder dienen können“ (ebd.: 203).

²³ Vgl. Bodenheimer 2011.

²⁴ Platon 1991: 84b.

²⁵ Obgleich der kritischen Anmerkung zu dieser Urszene des Fragens sei hier darauf hingewiesen, dass es gerade Platon war, der das Fragen als eine Art Erkenntnismodell dem abendländischen Denken als dessen kritische Vollzugsform eingeschrieben hat.

selbst zu reflektieren – von den befragten Phänomenen abstrahiert, an Substanz? Wird es nicht zur eitlen Selbstbespiegelung, reinen Selbstbezüglichkeit, ja in Abwandlung einer berühmten Formel, zu *La question pour la question?* Deleuze versucht dem von Platon installierten ‚Bild des Denkens‘ zu entkommen, indem er das Denken (hier gilt vielleicht spezieller: das ‚Bild des Fragens‘) auf dasjenige bezieht, was es überhaupt erst anregt und woher es kommt; auf dasjenige, was zum Denken (oder zum Fragen) zwingt.²⁶ Dasjenige, was das geisteswissenschaftliche Fragen vielleicht auch heute noch zum Denken und Fragen zwingt, kommt aber gerade nicht von woanders her, sondern ist von Anbeginn (und vielleicht sogar schon vorher) in die geisteswissenschaftliche DNA eingeschrieben: in die Frage nach ihrem Sein, ihrem Selbstverständnis, ihrer Legitimation.

Die angeführten Textstellen von Kant, Bloch, Heidegger, Deleuze und Platon über die Formen des Fragens zeigen bereits: Ganz so einfach ist es mit dem Fragen nicht. Gerade dort, wo die Frage als Anfang einer Forschungsleistung gesetzt scheint, ergibt sich schnell, dass dieser Frage immer schon etwas vorausgeht. Fragen sind nicht ursprünglich, nicht voraussetzungslos und sicherlich auch nicht vollkommen offen. Wenn das Fragen eine spezifische Form der theoretischen Praxis ist, so wirkt die Art des Fragestellens notwendigerweise auch auf den Fragenden und sein Selbstverständnis zurück. In den Blick müssen dann Reflexionen über vorgegebene Fragerichtungen genommen werden, die das Fragen auf ihre institutionellen, disziplinären und diskursiven Rahmenbedingungen hin befragen. Damit jedoch dieser Verweis auf die eigene Position des Fragenden in einer Selbstreflexion explizit zum Gegenstand des Nachdenkens wird, „bedarf es häufig einer Irritation in Gestalt der Infragestellung normaler wissen-

²⁶ Vgl. für diese häufiger bei Deleuze vorkommende Idee vom Denkwang die übersichtliche Zusammenfassung in Deleuze 1978: 79.

schaftlicher Praxis.²⁷ Eine der dauerhaftesten Irritationen, die das geisteswissenschaftliche Arbeiten zur Selbstbestimmung/-besinnung anregt, ist das notorische Reden von der ‚Krise der Geisteswissenschaften‘, das immer auch eine grundlegende Infragestellung der Geisteswissenschaften impliziert: Was heißt und zu welchem Ende betreibt man überhaupt Geisteswissenschaften?

Der vorliegende Sammelband resultiert aus der Tagung *Geisteswissenschaften [frage-zeichen]* vom 13. Januar 2017 im Hamburger Warburg-Haus. Als Mitglieder des Doktorandenkollegs Geisteswissenschaften der Universität Hamburg lag für uns der initiierende Impuls für die Veranstaltung darin, aus dem interdisziplinären Kolleggedanken heraus eine Tagung so zu konzipieren, dass die Möglichkeiten und Probleme des über die disziplinären Einzelforschungen hinausgehenden Verbindenden der Geisteswissenschaften thematisiert werden, ohne dabei den Fokus auf die Krise der Geisteswissenschaften zu legen.²⁸ Damit sollte sowohl das Problem umgangen werden, dass eine Tagung über Krisensituationen das Verbindende einzig in einer negativen Bestimmung der aktuellen geisteswissenschaftlichen Lage zu erkennen vermag, als auch die Gefahr vermieden werden, bloß die sich stetig wiederholenden Positionen und Argumente zu diesem Krisendiskurs erneut zu reproduzieren. Den Fokus auf die Frage zu legen, bietet die Möglichkeit, der Irritation, die aus dem Reden von der Krise der Geisteswissenschaften resultiert, nicht mit allgemeiner Rechtfertigungsrhetorik zu begegnen, sondern mit der Frage als Verhaltensform und Arbeitspraxis den Blick auf konkrete Vollzugsformen geisteswissenschaftlichen Arbeitens zu lenken. Dieser Ausrichtung auf spezifisch geisteswissenschaftliche Frageformen liegt dabei die erkenntnisleitende Annahme zugrunde, dass jede disziplinäre

²⁷ Klausnitzer/Spoerhase/Werle 2015b: 16.

²⁸ Vgl. zum kritischen Potenzial geisteswissenschaftlichen Forschens Drews et al. [in Vorbereitung].

Einzeluntersuchung, die nur ihren ganz speziellen Fragen nachzugehen scheint, zugleich (meist implizit) immer auch eine Arbeit an der Geisteswissenschaft selbst darstellt: als Infragestellung ihrer Methoden, ihrer Gegenstände, ihres Selbstverständnisses, vielleicht gar ihrer Legitimation.

In diesem Zusammenhang vermag die Frage nach der Frage in den Geisteswissenschaften eine gewinnbringende Perspektive zu liefern, denn in der Reflexion über das Fragen stellt sich notwendigerweise auch immer eine Reflexion über die Fragenden ein. Für die Frage nach und in den Geisteswissenschaften bedeutet dies, dass auch eine Reflexion über die Art und Weise des Fragens vor allem dann selbstreflexiv wird, wenn in disziplinären Krisensituationen nicht mehr nur eine konkrete Forschungsfrage problematisiert wird, sondern die disziplinären Rahmenbedingungen selbst in Frage gestellt werden. Das angesprochene Irritationspotenzial, das die Geisteswissenschaften immer wieder zu Stellungnahmen herausfordert, thematisierte auch der Sammelband *Ethos und Pathos der Geisteswissenschaften*, indem dort im Rahmen einer „historischen Epistemologie der Geisteswissenschaften“²⁹ herausgestellt wird, dass Legitimationsstrategien von Wissensansprüchen vor allem in den Geisteswissenschaften nicht nur über logische Argumentationen und sachliche Plausibilisierungsstrategien verlaufen, sondern zugleich auf „soziale und rhetorische Strategien, vornehmlich durch die Konstruktion unterschiedlicher Formen von wissenschaftlichem Ethos sowie durch den Einsatz pathetischer Redeweisen“³⁰ zurückgreifen. Pathetisch werden die Geisteswissenschaften auch immer dann, wenn von außen ihr Geltungsanspruch in Frage gestellt wird. Die Rhetorik von der Fröhlichen Wissenschaft oder das Pathos von der Kompensationsleistung der Geisteswissenschaften in modernen Gesellschaften verdecken aber meist nur rheto-

²⁹ Klausnitzer/Spoerhase/Werle 2015a: 8.

³⁰ Ebd.: 7.

risch geschickt das Problem und die Notwendigkeit einer sich stetig erneuernden selbstreflexiven Hinterfragung der Möglichkeiten und Grenzen der Geisteswissenschaften. In der Frage nach der geisteswissenschaftlichen Frage zeigt sich, wie eine grundsätzliche kritische Reflexion über ihre Formen und ihren Gebrauch die Thematisierung der persönlichen, institutionellen und disziplinären Voraussetzungen herausfordert und dabei eine grundsätzliche Befragung der Geisteswissenschaften einzuleiten vermag, die das Frageverhalten des Forschenden selbst betrifft.

Abschließend sollen daher zwei Frageszenen die rhetorischen Strategien und Konstruktionen eines wissenschaftlichen Ethos in Bezug zur Reflexion über das geisteswissenschaftliche Fragen stellen. Diese zwei Frageszenen, die in geradezu entgegengesetzter Weise ihre Berufung und ihr wissenschaftliches Ethos performativ an die Möglichkeiten bzw. die Grenzen des Fragens binden, mögen die Spannbreite anzeigen, innerhalb derer die nachfolgenden Beiträge aus unterschiedlichen (Disziplin-)Perspektiven die Frage (nach) der Geisteswissenschaft ausloten. Beide Frageszenen koppeln die Bestimmung der Frage an rhetorisch inszenierte Überlegungen zur Selbstpositionierung des Fragenden und setzen damit performativ in Szene, was es heißen mag, das Ganze der Geisteswissenschaft an die Frage nach der Frage zu binden.

Frageszene I

Als Max Weber am 7. November 1917 seinen Vortrag *Wissenschaft als Beruf* im Rahmen der vom Freistudentischen Bund organisierten Reihe *Geistige Arbeit als Beruf* hielt, waren die Zuhörer sicherlich nicht wenig verwundert über die Art und Weise, wie er gleich zu Beginn seines Vortrags die Erwartungen des studentischen Publikums nach Bestätigung ihrer Vorstellung über die „allgemeinen Prinzipienfragen der Wissenschaft“ und der „Fragen nach der Grundlage der

Kultur“,³¹ so die programmatische Erklärung der Freistudenten, enttäuschte. Statt das am Reformpädagogen Gustav Wyneken orientierte Gemeinschafts- und Führerideal der Freistudenten zu bestätigen, spricht Weber über die Art, wie man als Wissenschaftler fast schon im Stile einer neusachlichen *persona*³² der Sache kühl zu dienen habe und sein unheroisches forschendes Tagewerk vollbringen solle.³³

Nachdem Weber im ersten Teil seiner Rede über die allgemeinen Tendenzen zur Bürokratisierung des Hochschulwesens gesprochen hatte, das dem beruflichen Fortkommen an der Universität zugrunde liegt, verhandelt er im zweiten Teil der Rede dann doch noch die erwarteten Themen, indem er über dasjenige spricht, was im Begriff des Berufs die Berufung meint. Als Weber auf die Frage nach dem lebensweltlichen Sinn der Wissenschaft in einer entzauberten Moderne zu sprechen kommt, adressiert er den für die Frage der Geisteswissenschaften heiklen Punkt des selbstreflexiven Moments in der Sinnfrage und wirft implizit eine Frage auf, der meist nur in den unterschiedlichen Facetten der geisteswissenschaftlichen Krisendiskurse des Sinns begegnet wurde:

Die Tatsache, daß sie [die Wissenschaft, Anm. d. Verf.] diese Antwort [nach dem Sinn, Anm. d. Verf.] nicht gibt, ist schlechthin unbestreitbar. Die Frage ist nur, in welchem

³¹ Vgl. Mommsen/Morgenbrod 1992: 50.

³² Vgl. Lethen 1994.

³³ Der Freistudentische Bund geht aus der Opposition gegenüber den traditionellen studentischen Korporationen hervor und ist letztlich auch ein Produkt des sich verändernden deutschen Hochschulwesens, was Max Weber im ersten Teil seiner Rede aufgreift und in die historische Entwicklung der Moderne einordnet. Die strikte Trennung von Brotstudium und Bildungsideal geht im Freistudentischen Bund mit der Idee einer Universität einher, die sich pathetisch auf einen Führer-, Erlebnis- und Gemeinschaftskult beruft, den Max Weber (wohl wider die Erwartungshaltung der Gastgeber) in mehrerlei Hinsicht deutlich kritisiert. Dass die Rede in ihrer verschriftlichten und veröffentlichten Form viel sachlicher wirkt als der Redekontext vermuten lässt, mag vor allem daran liegen, dass Weber für die spätere Veröffentlichung polemische und schärfer formulierte Passagen geglättet hat. Vgl. zum Entstehungskontext Schluchter 1992.